Zeitschrift: Jahrbuch für schweizerische Geschichte
Band: 12 (1887)

Artikel: Gedächtnisrede auf Leopold von Ranke und Georg Waitz
Autor: Stern, Alfred
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-25727

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gedächtnisrede

auf

Leopold von Ranke und Georg Waitz

von

Alfr. Stern.

Geehrte Versammlung!

Wenn ich es unternehme, das Andenken der beiden Ehrenmitglieder, welche unsere Gesellschaft im letzten Mai verloren hat, vor Ihnen zu feiern, so bin ich von der Grösse der mir obliegenden Aufgabe aufs tiefste durchdrungen. Aber ich darf wenigstens davon im voraus überzeugt sein, dass dem Gegenstande meiner Worte Ihre herzliche Theilnahme gesichert ist. Noch ist kein Jahr vergangen, seit unser Gesellschaftsrath dem ersten der uns Entrissenen, Leopold von Ranke, zur Vollendung seines neunzigsten Lebensjahres Glück wünschen konnte. Der zweite, Georg Waitz, den wir die Freude hatten, 1878 in Stans in unserer Mitte zu begrüssen, überreichte dem Altmeister an jenem ausserordentlichen Jubiläum unser Glückwunschschreiben. Und als die Augen seines grossen Lehrers brachen, berührte der Fittich des Todes auch seine Stirne. Wer unter Ihnen wird nicht durch die doppelte Trauerkunde schmerzlich bewegt worden sein! Am tiefsten, wer, gleich mir, zu beider Füssen gesessen hat, beiden nicht nur reiche Belehrung aus ihren Werken, sondern auch unschätzbare Förderung aus mündlichem Unterricht und persönlichem Umgang verdankt. Waitz hatte die siebzig um einige Jahre überschritten; aber niemand konnte ahnen, dass dieser noch so kräftig Erscheinende so jählings weggerafft werden würde. Von Ranke's Leben, der drei Menschenalter gesehen, musste jeder Tag mehr als ein nicht zu erhoffendes

Geschenk gelten. An ihm hat sich sein Wort erfüllt, der Historiker müsse alt werden, weil ein kurzes Dasein für den unermesslichen Umfang der Studien nicht genüge.

Als er am 21. December 1795 in dem kursächsischen Städtchen Wiehe geboren wurde, durchzuckten die Erschütterungen der Revolution unseren Welttheil. Die Kriege, die sich aus ihr entwickelten, berührten auch den kleinen Ort in der Goldenen Aue und das einfache bürgerliche Haus, in dem der Knabe mit zahlreichen Geschwistern aufwuchs. Man hörte den Kanonendonner von Jena und Auerstädt und litt unter den Drangsalen der napoleonischen Zeit. Während der Schulzeit in Donndorf, dann auf der altberühmten Pforta, «innerhalb der Klostermauern und inmitten der klassischen Studien» kam, wie der Greis bei der Feier seines neunzigsten Geburtstages in jener merkwürdigen Ansprache an die Glückwünschenden sagte, «die moderne Welt» in den Kopf des Jünglings. Dieses lebendige Erfassen der bewegenden Kräfte der Zeit bewahrte ihn vor den krankhaften Ausartungen der romantischen Geistesrichtung, welche die damalige Jugend beherrschte, und liess ihn nur das Gesunde und Fruchtbringende aufnehmen. Er wandte sich nicht, gleich seinem Altersgenossen Böhmer, unwillig von der Gegenwart ab, um die Blüthe des Mittelalters für das höchste Erzeugnis menschlichen Thuns und Denkens zu halten. Aber die historische Betrachtungsweise der Dinge, welche Niebuhr, Savigny, den Brüdern Grimm und so vielen anderen Häuptern der Wissenschaft in Deutschland gemein war, indess ihre Vorgänger so häufig unhistorisch construirt hatten, wurde auch für ihn massgebend. Während seiner Universitätszeit auf der Hochschule Leipzig unter dem Eindruck der rühmlich beendigten Befreiungskriege bildete er sich, noch ohne es selbst recht zu ahnen, zum Historiker. Von philologischen und theologischen Studien war er ausgegangen. Gottfried Hermann schärfte seine Kritik; Sophokles und Thukydides entzückten ihn, und die Beschäftigung mit Luthers Schriften begeisterte ihn vorübergehend für den Gedanken, zur

dreihundertjährigen Jubelfeier der Reformation ein Buch über «Martin Luther's Evangelium» zu schreiben. Noch hofften seine Eltern eine Säule der Kirche in ihm zu sehen. Aber er bestieg nicht die Kanzel sondern den Katheder. Zunächst wirkte er vom Jahre 1818 an als Oberlehrer am Gymnasium zu Frankfurt a. d. Oder, wo er neben dem Unterrichte Musse fand, sein erstes grundlegendes Werk zu schreiben. Es war betitelt «Geschichten der romanischen Völker von 1494 bis 1514» und wurde begleitet von einer Beilage «Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber». Die darstellende wie die kritische Arbeit machten nicht geringes Aufsehen. Dort sah man die romanisch-germanischen Völker mit grossem Blick als eine Einheit gefasst, die auf dem Fundamente gleichartiger Bildung ruhend am Ausgange des Mittelalters fertig erscheint; zugleich aber fand man sich zu dem Schlusse gedrängt, wie der Wettkampf von Habsburg und Frankreich, auf den blutgetränkten Gefilden Italiens eröffnet, Europa vor der Herstellung eines Universalreiches bewahrte. Hier blickte man in die geistige Werkstatt des Forschers und bewunderte die Sicherheit, mit der er die hauptsächlichen Autoren, die er zu benutzen gehabt hatte, auf ihre Glaubwürdigkeit hin untersuchte.

Der Dreissigjährige lenkte die Aufmerksamkeit des Ministers Altenstein auf sich. Er wurde als ausserordentlicher Professor nach Berlin berufen und ward bald eine Zierde des Kreises ausgezeichneter Männer und geistreicher Frauen, die dort vereinigt waren. So grossen Reiz aber auch die feinere Geselligkeit für ihn hatte, sie entzog ihn nicht dem Dienste der höheren Herrin, auf die eine Bettina oder Rahel oftmals eifersüchtig sein mochte: der Wissenschaft. Auch der akademische Lehrberuf nahm ihn damals nicht übermässig in Anspruch. Ranke besass nie, was man unter einem schönen Vortrag zu verstehen pflegt. Nachlässig auf seinem Sitz zurückgelehnt, die grossen blauen Augen auf die Decke gerichtet, als sähe er dort die Schatten der Vergangenheit emporsteigen, reihte er mit leiser Stimme oft kaum vernehmliche Sätze aneinander,

bis plötzlich ein treffendes Wort, ein geistvoller Vergleich, ein grossartiger, allgemeiner Gedanke rasch hervorgestossen und von lebhaften Gesten begleitet die Kette der dunklen Orakelsprüche blitzartig durchbrach. Er zog anfangs die studirende Jugend nicht sehr an, und seine historischen Uebungen, in denen er als Lehrer im vertrauten und ausgewählten Kreise die grössten Triumphe feierte, gewannen erst später ihre Bedeutung. Um so mehr Zeit blieb ihm, die Schätze der grossen Berliner Bibliothek zu durchforschen. Er hatte sie schon als Oberlehrer in Frankfurt a. d. Oder so eifrig in Anspruch genommen, dass man im Scherze gesagt haben soll, es sei nur die Wahl, dies Institut dorthin zu verlegen oder ihn an die Spree zu verpflanzen. Nun war das Zweite geschehen. Vor allem fesselte ihn eine Sammlung von einigen vierzig Foliobänden, in denen Abschriften von Relationen venetianischer Gesandten, besonders aus dem 16. Jahrhundert, enthalten waren. Vor einer Gesellschaft schweizerischer Geschichtsforscher und Geschichtsfreunde ziemt es sich daran zu erinnern, dass bereits Johannes von Müller die Absicht hatte, Auszüge aus dieser Sammlung, deren hoher Werth ihm einleuchten musste, bekannt zu machen. Die tragische Wendung seines Lebens führte Müller von Berlin weg in den Dienst des Königs von Westfalen, und mit vielen anderen Plänen blieb auch dieser unausgeführt. Ranke bemächtigte sich des ganzen Inhalts jener Bände, wusste noch andere ähnlicher Art zur Ergänzung herbeizuziehen und baute vornehmlich auf diesen Grundlagen sein farbenreiches Werk «Fürsten und Völker von Süd-Europa» auf, das die tiefsten Einblicke in die osmanische und spanische Welt zur Zeit ihres hellsten Glanzes eröffnete.

Hatte er bisher schon die Vorzüge urkundlicher Nachrichten vor historiographischen sich selbst und anderen klar gemacht, so konnte ihm nichts Glücklicheres begegnen, als während eines vierjährigen Urlaubes an den grossen Fundstätten, namentlich in Wien, Venedig, Florenz, Rom, aus frisch sprudelnder Quelle schöpfen zu dürfen. Es war ihm zu Muthe wie einem

Naturforscher, der unter einen anderen Himmelsstrich mitten in die fremde Welt versetzt wird, die zu schauen er bisher sich heiss gesehnt hat. Seine Studienreise hatte für ihn selbst und als anfeuerndes Beispiel eine ähnliche Bedeutung wie die Alexanders von Humboldt in die Tropen. Archive und Bibliotheken erschlossen ihm, wie keinem anderen je zuvor, was in ihnen verborgen lag, und er gewann durch das Verhör bedeutender Augenzeugen und Mithandelnden einen Grundstock für die genauere Erkenntnis der europäischen Geschichte in den letzten Jahrhunderten, der bis in sein Alter nicht erschöpft wurde. Wohl nahm er mit regem Sinn auf, was Natur und Kunst, was Land und Leute der Gegenwart ihm boten. Auch regte ihn während dieser Reise die Bekanntschaft mit dem Serben Wuk zur Erzählung eines Ereignisses an, das seiner eigenen Zeit angehörte. Es war die «Geschichte der Serbischen Revolution», welcher nichts Aehnliches der Art an die Seite gesetzt werden kann. Aber sein Ziel blieb immer Vergegenwärtigung der weiter zurückliegenden Vergangenheit, so wahr, so umfassend, so gegenständlich wie möglich.

Reich beladen kehrte er heim und bot aus der Fülle seiner Forschungen als erste reife Frucht das dreibändige Werk «Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrhundert». Von diesem Buche ging sein Weltruf aus, und vielleicht werden nicht wenige geneigt sein, es als sein Meisterwerk zu bezeichnen, so gross ist die Auffassung des gewaltigen Stoffes, so neu die Ausbeute aus zahlreichen urkundlichen Quellen, so ruhig-vornehm die Sprache, der in den früheren Arbeiten noch etwas Rauhes und Sprunghaftes eigen gewesen war. Er hatte hier in bedeutenden Zügen gleichsam al fresco vor Augen geführt, wie sich in der Geschichte des Papstthums das Ringen der Weltmächte der neueren Zeit abspiegelt. Der Ursprung und Verlauf der deutschen Reformation war in diesem Massenbilde nur leicht skizzirt worden. Eben diesen Gegenstand wusste er mit sorgfältigem Eingehen auf das Einzelne, oft mit der Feinheit des Miniaturmalers und wiederum aus reichster

urkundlicher Kenntnis heraus in einem für sich abgesonderten, sechsbändigen Werke zu schildern. Hinter diesem verschwanden alle bisherigen Darstellungen der deutschen Reformationsgeschichte von vorwiegend theologischem Gepräge. Es hat nicht fehlen können, dass Spätere, bei dem in Deutschland entflammten regen Wetteifer dasselbe Gebiet zu durchackern, ihn hie und da ergänzt und verbessert haben, und es bleibt zu bedauern, dass bei neuen Auflagen in diesem wie in anderen Werken Ranke's die Fortschritte der Einzeluntersuchung nicht immer nach Gebühr berücksichtigt worden sind. Aber man soll nie vergessen, dass er die Bahn gebrochen und einer ganzen Generation von Bearbeitern der deutschen Reformationsgeschichte gleichsam das Arbeitspensum vorgezeichnet hat.

Während der Historiker durch diese weitausgebreitete schriftstellerische Thätigkeit in die Ferne wirkte, sah er die Zahl seiner Schüler wachsen und viele von ihnen ihrerseits zu Lehrern werden, die in seinem Geiste fortarbeiteten. Ihm selbst eröffnete sich ein neues Feld, als Friedrich Wilhelm IV. zur Regierung gelangt war und ihn zum Historiographen des preussischen Staates ernannt hatte. Sein Verhältnis zu diesem Fürsten war ein sehr nahes. Er hat ihm in der allgemeinen deutschen Biographie eine Lebensbeschreibung gewidmet, weit ausführlicher als diejenige Friedrichs des Grossen. Er hat Auszüge aus dem merkwürdigen Briefwechsel des Königs mit Bunsen herausgegeben und hier wie dort, schwerlich mit rechtem Erfolg, versucht, im Gegensatz zu vielen zeitgenössischen Urtheilen, das Andenken des unglücklichen Monarchen «in ein helleres Licht zu stellen». Seiner Gunst verdankte er die freieste Eröffnung des geheimen Staatsarchives zu Berlin, und seine erste Gegengabe waren die «Neun Bücher preussischer Geschichte», in denen er es unternahm, das Emporkommen des Staates, welchem er mit ganzem Herzen angehörte, bis zur Epoche Friedrichs des Grossen auf urkundlicher Grundlage darzustellen. Das Erscheinen des Werkes fiel in eine ungünstige Zeit, unmittelbar vor den Ausbruch der Revolution von 1848. Es hat erst

Jahrzehnte nachher eine besser abgerundete Gestalt erhalten, als andere grosse Ereignisse eingetreten waren. So freudig Ranke diese später begrüsste, so schmerzlich berührten ihn, den einstigen Herausgeber einer historisch-politischen Zeitschrift von vermittelnder Tendenz, jene damaligen revolutionären Erschütterungen. Wie um sich aus den vaterländischen Wirren hinwegzuretten, legte er Hand an die «Französische Geschichte, vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert», in der er den Gestalten einer Katharina Medici, eines Heinrich IV., Richelieu's, Mazarin's, Ludwig XIV. neues Leben einhauchte. Noch war das Werk mit dem sechsten Bande nicht abgeschlossen, als er den Plan fasste, die Geschichte Englands ungefähr in dem gleichen Zeitraume zu behandeln. Wie früher die deutschen, italienischen, französischen Archive und Bibliotheken, so sahen nun das Britische Museum und das Record-Office zu London ihn als den fleissigsten Gast in ihren Mauern.

Als der neunte Band der englischen Geschichte vollendet war, hatte er den weiten Kreis durchmessen, in dem er nacheinander den Geschicken so vieler grossen Nationen des modernen Europas während ihrer wichtigsten politischen und religiösen Krisen mit unermüdlichem Eifer gefolgt war. Er hatte die Schwelle des Alters überschritten. Sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum hatte aufs klarste gezeigt, wie üppig die von ihm ausgestreute Saat aufgegangen war, indem es zahlreiche Schüler um ihn vereinigte und den Anlass zur Gesammtausgabe seiner Werke bot. Ehren über Ehren hatten sich auf sein Haupt gehäuft. Ein anderer hätte sich die wohlverdiente Ruhe gegönnt. Er aber hatte sich die Frische des Jünglings bewahrt, und von der Last des Lehramts befreit begann er eine neue Reihe wissenschaftlicher Arbeiten. In rascher Folge schlossen die «Geschichte Wallensteins», «Zur deutschen Geschichte-Vom Religionsfrieden bis zum dreissigjährigen Kriege», «Der Ursprung des siebenjährigen Krieges», «Die deutschen Mächte und der Fürstenbund», «Ursprung und Beginn der Revolutionskriege», «Zur Geschichte von Oestreich und Preussen zwischen

den Friedensschlüssen zu Aachen und Hubertusburg», zum Staunen des In- und Auslandes, sich aneinander. Manche seiner früheren Studien, wie die meisterhafte Abhandlung über Don Carlos, wurden erweitert und um neue Aufschlüsse bereichert vorgelegt. Die «Denkwürdigkeiten des Fürsten Hardenberg», die ein halbes Jahrhundert versiegelt gewesen waren, fanden an ihm den kundigsten Herausgeber und Erläuterer. Noch eine freudige Ueberraschung hatte er der gelehrten Welt vorbehalten. Die Frage, die bei der hundertjährigen Wiederkehr von Schlosser's Geburtstag hie und da aufgeworfen worden war, ob ein Historiker ersten Ranges noch jemals wagen würde, eine Weltgeschichte zu schreiben, suchte er, halb erblindet, mit fünfundachtzig Jahren durch die kühnste That zu beantworten. Es lebt in Ihrer aller Erinnerung, wie Jahr für Jahr zu gleicher Frist ein Theil dieses seines Kosmos nach dem anderen erschien, bis seine Erzählung zur grössten Kaisergestalt des sächsischen Hauses gelangt war, die im Boden der ihm theuren engeren Heimat wurzelt, wo die Unstrut rauscht und die Pfalz zu Memleben einst sich erhob.

«Labor ipse voluptas» war sein Wahlspruch. Diese unvergleichliche Arbeitsfreudigkeit, die in einem von Jugend auf gestählten Körper wohnte, neben der aufopfernden Unterstützung wohlgeschulter Gehilfen und genauester Eintheilung der Zeit, machte es ihm möglich das Ausserordentliche zu leisten. Seit dem Verluste seiner Frau hatte er sich von grösserem geselligen Verkehr ganz zurückgezogen. Gewohnte Reisen, wie nach München, zum Sitze der historischen Commission, die Maximilian von Baiern, angeregt durch ihn, ins Leben gerufen hatte und deren Vorsitz ihm anvertraut war, unterblieben. Er empfand an sich, was er in sein Tagebuch aufzeichnete: «Alter ist an und für sich Einsamkeit». Aber im vertraulichen Gespräch mit seinen Kindern, Freunden und Schülern, bei feierlichen Anlässen, die eine festliche Versammlung in seine stille Gelehrtenwohnung führten, ergoss sich nach wie vor der Strom lebendiger an allem Grossen theilnehmender Rede. Etwas Jugendliches blieb ihm trotz des

ehrwürdigen Schnees, der seine Schläfen umwallte. Und an ihm hatte man nicht das traurige Schauspiel zu erleben, die geistige Flamme erlöschen zu sehen vor dem Aufhören des Daseins.

Blicken Sie zurück auf dies arbeitsvolle Leben, so werden Sie schon der Fülle und Vielartigkeit der Früchte, die es erzeugt hat, Ihre Bewunderung nicht versagen. Aber nicht darin liegt die dauernde Bedeutung Ranke's. Andere Historiker haben nicht weniger Bände verschiedensten Inhaltes hinterlassen als er, und manches Capitel seiner Werke mag bei der fortschreitenden Wissenschaft veralten. Was ihn vor allem auszeichnet, ist die seltene, vielleicht einzige Verbindung einer Reihe von Eigenschaften, deren Gesammtheit für die Erreichung des Höchsten unentbehrlich ist.

Das erste ist, dass er das feinste kritische Verständnis in der Benutzung der Quellen besass und daher zur Anwendung einer Methode gelangte, die wenigstens für die Behandlung der neueren Geschichte vor ihm niemand mit gleicher Folgerichtigkeit durchgeführt hatte. Während sie bisher vornehmlich aus den Erzählungen der zeitgenössischen Geschichtschreiber selbst, wenn nicht gar aus späteren Darstellungen übermittelt worden war, lehrte er die Nothwendigkeit, jede Chronik, jede Schilderung von Ereignissen des Krieges und Friedens, persönliche Memoiren und allgemeine Geschichtswerke an den mannichfaltigen urkundlichen Aufzeichnungen auf ihre Zuverlässigkeit hin zu prüfen. Er wies das junge Geschlecht der Fachgenossen auf die Archive hin, in die bis dahin immer nur einige Begünstigte einen verstohlenen Blick hatten werfen dürfen. «Man bedaure den nicht», ruft er aus, «der sich mit diesen anscheinend trocknen Studien beschäftigt und darüber den Genuss manches heitern Tages versäumt. Es ist wahr, es sind todte Papiere; aber sie sind Ueberreste eines Lebens, dessen Anschauung dem Geiste nach und nach aus ihnen emporsteigt». Nicht jedem freilich wird das todte Papier lebendig, und manchem genügt heute schon, dass etwas nur

todtes Papier sei, um den ganzen Himmel zu sich niedersteigen zu sehen. Für diese übertriebene Ehrfurcht vor dem Unedirten, bloss weil es unedirt geblieben, und für die daraus hervorgegangene massenhafte, unverarbeitete Aufhäufung von archivalischem Rohmaterial, in der wir heute zu ersticken drohen, ist Ranke nicht verantwortlich zu machen. Ihm bleibt das Verdienst, als einer der ersten den grossen Revisionsprocess in Angriff genommen zu haben, dem mit der alten und mittelalterlichen auch die neuere Geschichte unterzogen werden musste, und den rechten Weg gewiesen zu haben, auf dem hunderte nach ihm gegangen sind. Dies gilt für die Schweiz nicht weniger als für andere Länder. In seinem ersten Werke beklagt er, dass neben so manchen Chronisten, wie Anshelm und Bullinger, auch die Abschiede der eidgenössischen Tagsatzungen nicht allgemein zugänglich seien. Wir dürfen es ohne Ueberhebung sagen: sein Wort ist nicht auf dürren Boden gefallen. In den sechs Jahrzehnten, die vergangen sind, seit er es gesprochen, ist in seinem Sinne auch im Lande der Alpen rüstig gearbeitet worden.

Ihm selbst wurde eine Art von ursprünglichen Quellen fast die wichtigste: die gleichzeitigen Berichte der Diplomaten, unter denen sich die Venetianer durch mannichfaltige Kenntnisse, feinen psychologischen Blick und reizvolle Handhabung der Sprache hervorthaten. Waren ihre Depeschen, welche die Lage des Augenblickes abspiegelten, Urkunden im wahren Sinne des Wortes, so erhoben sich ihre zusammenfassenden Relationen, die nach der Rückkehr der Gesandten vor der hochansehnlichen Signoria verlesen wurden, zur Höhe abgerundeter Darstellung. Wo die Venetianer versagten, traten Gesandte anderer Mächte in die Lücke, und so erhielt man überraschende Aufschlüsse über das Getriebe der Höfe, die Intriguen der Kabinette, die Machtverhältnisse der Staaten, welche aufmerksame Beobachter zu ergründen suchten.

Wo viel Licht ist, da ist viel Schatten. Das Bestreben, sich möglichst enge an bisher unbekannte Aussprüche von

Augen- und Ohrenzeugen anzuschliessen, konnte leicht dahin führen, manches von früher her Feststehende zu verkürzen oder ganz mit Stillschweigen zu übergehen. Auf Vollständigkeit können daher die wenigsten der Ranke'schen Werke Anspruch machen; ein Lehrbuch im üblichen Sinne ist keines. Sie werden mit dem grössten Gewinn von denen gelesen werden, welche den geschichtlichen Rohstoff schon kennen, nicht von denen, welche ihn erst in sich aufzunehmen wünschen. Zudem treten die grossen Massenbewegungen, an und für sich dem Autor weniger congenial, in Ranke's Werken zurück, da seine vorzüglichsten Gewährsmänner nicht gewohnt sind, in die Tiefen des Volkslebens einzudringen. Insoferne ist etwas Wahres an den harten Worten, mit welchen Gervinus in seinem Nekrolog auf Schlosser vor «dieser Welt der schleichenden Kabale» warnt, nur dass man nicht vergessen darf, wie auch in ihrem labyrinthischen Getriebe Ranke niemals den Faden vorsichtiger Kritik aus der Hand lässt. Es kommt öfter vor, dass er durch Verschweigen fehlt; aber viel seltener fehlt er durch Behaupten. Er verhält sich als Forscher diplomatisch auch gegenüber den Diplomaten, mögen diese immerhin die Färbung seiner Darstellung bestimmen und ihn zu einer Betrachtung der Dinge hinleiten, wie sie sich von oben, nicht wie sie sich von unten ausnehmen. Zum Theil, aber doch nur zum kleinsten Theil, ist es auch auf Rechnung dieser Diplomaten zu setzen, wenn er in seiner Erzählung mehr den Ton des Hofmannes als den des Volksmannes anschlägt, jede innere Bewegung möglichst verbirgt und das eigene Gefühl nur spärlich hervorbrechen lässt.

In Wahrheit ist es etwas anderes, was ihm diesen Anschein marmorner Kälte gibt: eine zweite grosse Eigenschaft, die schwerlich anerzogen werden kann, wenn sie nicht im Keime schon vorhanden ist. Das Fremdwort Objectivität sucht sie in Kürze zu bezeichnen. Allgemeinverständlich wird sie aus dem Satze, den er einmal in seiner englischen Geschichte niederschreibt: «Ich wünschte mein Selbst gleichsam auszulöschen, um

nur die Dinge reden zu lassen». «Sein Selbst auslöschen» welche Anforderung an den Erzähler von Ereignissen, denen sein Herz vielleicht den grössten Antheil zuwendet, wenn sie Jahrhunderte zurückliegen, um wie viel mehr, wenn sie in seiner eigenen Zeit noch nachzittern! Nicht erkennen lassen, welches Glaubens, welcher Partei, welcher Nationalität man ist und das «sine ira et studio» des alten Römers in einer Weise ausdehnen, an die er selbst am wenigsten gedacht haben mag!

Ranke ist sich dessen wohl bewusst, dass er ein niemals zu verwirklichendes Ideal aufstellt. Aber von wem könnte man sagen, dass er ihm näher gekommen wäre als Ranke selbst? Der fromme Protestant wird der Grösse des Papstthums gerecht. Der überzeugte Royalist erkennt in der Idee der Volkssouveränetät «das ewig bewegliche Ferment der modernen Welt». Der deutsche Patriot, welcher seinem Collegen Thiers im Jahre 1870 das scharfe Epigramm zuschleuderte: «Wir kämpfen gegen Ludwig XIV», schildert mit einer Art von Hingabe, was er «die grossartige Erscheinung dieses Fürsten» nennt. Er ist kein Freund jener Art von Geschichtschreibung, die so leicht den Beifall des Tages erringt, nach der die Schafe zur Rechten, die Böcke zur Linken gesondert werden. In einem der letzten Bände seiner sämmtlichen Werke liest man: «Die Geschichte ist kein Criminalgericht». Man könnte den Satz darauf anwenden, dass er der moralisirenden Erzählung, welche nur Verurtheilung oder Freisprechung kennt, den Krieg erklärt. In seiner Rede «Ueber die Verwandtschaft und den Unterschied der Historie und der Politik», mit der er 1836 die ordentliche Professur antrat, heisst es: «So weit entfernt ist die Historie davon, dass sie die Politik verbesserte, dass sie gewöhnlich von ihr verderbt wird». Man sieht: damit wird über das altgewohnte Bestreben des Geschichtschreibers, sich bewusster Weise zum Lehrmeister für politisches Handeln der Gegenwart und Zukunft aufzuwerfen, unbarmherzig der Stab gebrochen. Ranke's Weise der Muse Klio zu dienen, setzt sich kein anderes Ziel als dasjenige, welches das bescheidenste und

stolzeste zugleich ist: die Wahrheit zu ergründen und aufzuweisen ohne Rücksicht auf irgend welche Wirkung.

Auch die Rücksicht auf ästhetische Wirkung ist dabei nicht ausgenommen. In Ranke schlug — eine dritte grosse Gabe seines Genius, die er durch Schulung an den besten Mustern der Alten und Neueren auszubilden wusste, — eine starke künstlerische Ader. Man muss nicht zu den Werken seines Lebensabends greifen, in denen seine Gestaltungskraft nachlässt, sein Stil häufig schleppend wird und gesuchte Fremdwörter das körnige Deutsch nicht selten verdrängen, sondern zu den Schöpfungen seines blühenden Mannesalters, um den Reiz seiner Darstellung rein zu geniessen. Hier zeigt er sich nicht nur als der unermüdliche Bergmann, der edles Metall aus verborgenen Tiefen ans Licht fördert, sondern auch als der kunstverständige Münzmeister, der ihm ein schönes und glänzendes Gepräge gibt. Wie er gewaltige Stoffe übersichtlich gruppirt, das verwickelte Gewebe der Machtverhältnisse zu entwirren, dem Geistesfluge der grossen Denker und Dichter zu folgen weiss, in die Abgründe der menschlichen Seele hinableuchtet, mit einem einzigen Worte oft eine ganze Sachlage zu treffen, mit wenigen scharfen Strichen einen Charakter zu zeichnen weiss: alles das verknüpft viele seiner Werke, rein nach der äusseren Seite betrachtet, mit der classischen Epoche unserer Literatur, in der niemand erfolgreicher als Schiller bewies, dass die Geschichtschreibung durch den Zauber des Wortes mit der Dichtung wetteifern könne. Niemals aber lässt sich Ranke dazu herbei, die Schönheit der Form, oder selbst nur die drastische Wirkung auf Kosten der Wahrheit zu erstreben. Bei ihm würde man vergeblich die Kunstgriffe des Rhetors suchen oder jene noch bei heutigen vielbewunderten Historikern sehr beliebten schmückenden und entehrenden Beiworte, die wie im Epos unfehlbar sich einstellen, sowie bestimmte Persönlichkeiten genannt werden. Was er einmal in anderem Zusammenhang gesagt hat: «Die schöne Form soll erziehen, bilden, erwecken; unterjochen darf sie nicht» — gilt auch für ihn selbst als Gelehrten. Er ist dem Programm treu

geblieben, das er bei seinem ersten Schritt auf der wissenschaftlichen Laufbahn aufgestellt hat, nur zeigen zu wollen, «wie es eigentlich gewesen».

Allerdings ist es ihm auch versagt geblieben, so weit sein Ruhm sich ausbreitete, den höchsten Grad von Popularität zu erreichen, und er war dagegen nicht unempfindlich. «Das grösste Lob», hörte ich ihn einmal sagen, «das mir die Engländer ertheilt haben, ist, dass sie erklärt haben, Macaulay's Jakob II. sei eine unmögliche Figur, der meinige aber sei wahr. Macaulay war zu sehr Parteimann; aber er sprach das schönste Englisch und schrieb wie ein Redner. Ich bekämpfe ihn, allein» — fügte er mit einem unnachahmlichen Lächeln hinzu — «ich beneide ihn, wenn ich ihn lese».

Wären Ranke's Studien nach der Zeit und dem Schauplatz der Ereignisse enge begrenzt gewesen, so würde es ihm unzweifelhaft schwerer geworden sein, jene Objectivität zu bewahren, die das Höchste seines Strebens war. Aber von Anfang an richtete er sein Augenmerk auf die «unauflösliche Gemeinsamkeit», in der Völker und Staaten trotz ihrer Trennung mit einander leben. Die Geschichte einer Nation, einer Macht erweckt stets dadurch seine vorzüglichste Theilnahme, inwieferne sie «ein Moment in der allgemeinen Entwicklung der Menschheit bildet oder in dieselbe beherrschend eingreift». Daher hat man sagen können, er habe nie etwas anderes wie Weltgeschichte geschrieben und sein spätestes Werk ergänze nur die vorangegangenen. Von der Hochwarte des Universalhistorikers aus gesehen erhalten aber die Begebenheiten eine Gestalt, bei deren Anblick die Gefühle von Zuneigung und Abscheu sich abstumpfen und der an sich natürliche Trieb, Lob oder Tadel auszusprechen, zurückgedrängt wird. «Die Weltgeschichte», mit Wilhelm von Humboldt zu reden, «ist nicht ohne eine Weltregierung verständlich». Diese aber stellt sich dar in den Ideen, welche über allen Leidenschaften stehen und als ein vom Einzelwillen, auch dem stärksten, unabhängig Waltendes auf der Waage des moralischen Urtheils nicht gewogen,

mit dem Massstab des Parteimannes nicht gemessen werden können. Wenn irgend einer, so hat Ranke zu lösen versucht, was der eben genannte grosse Denker als die letzte Aufgabe des Geschichtschreibers bezeichnet: die menschlichen, ja selbst die nationalen Individualitäten als «in der Erscheinung wurzelnde Ideen» zu fassen, aufzuweisen, wie die Ideen gleichsam darnach streben, «Dasein in der Wirklichkeit zu gewinnen». In keinem seiner Werke tritt dies deutlicher hervor, als in seinem letzten, Torso gebliebenen, dessen Durchlesung ein Gefühl hinterlässt, wie es den Wanderer im Gebirge überkommt, wenn er von einsamer Kuppe den ganzen Horizont überblickt und scharfen Auges, von keiner Einzelheit gestört, den grossen Zusammenhang von Höhen und Thälern, Land und Gewässern zu seinen Füssen in voller Klarheit wahrnimmt. Was man auch an der Ranke'schen Weltgeschichte aussetzen mag: die fühlbaren Lücken der Erzählung, die Zurückdrängung des culturgeschichtlichen Elementes, die Unmöglichkeit mit der Specialforschung immer gleichen Schritt zu halten: ein Ruhm wird ihr nie bestritten werden, den grossen Zusammenhang der Ideen, die sich anziehen und abstossen, die aus einem Cäsar und Karl, einem Paulus und Mohammed «hervorleuchten», klarer aufgewiesen zu haben, als es je zuvor geschehen ist. In diesem Zusammenhang der Ideen bleibt dem Einzelnen für sein Wollen und Können ein weites Feld geöffnet; aber in jenen erscheint die beherrschende Nothwendigkeit. Ranke hat in seinem Gervinus gewidmeten Nachruf dem heute nur zu oft unterschätzten edlen Fachgenossen das Wort vorgeworfen, in welchem dieser seine Grundansicht zusammenfasste: «Der Geschichte ist im Grossen ein gesetzlicher Lauf geordnet. In den besonderen Gestaltungen der Ereignisse ist den Menschen viel Willkür und ihren Begabungen viel Spielraum gelassen». Aber er selbst leugnet nicht, dass sich «Freiheit und Nothwendigkeit in der Geschichte durchdringen». Er bemerkt, dass «alles menschliche Thun und Treiben dem leisen, aber gewaltigen und unaufhaltsamen Gang der Dinge unterworfen ist». Er wagt es gelegentlich,

in der Sprechweise des Naturforschers «ein allgemeines Gesetz» des historischen Lebens aufzustellen. Wenn er glaubt, ein solches Unterfangen entschuldigen zu müssen, so leitet ihn dabei jene «schonende Zartheit» gegenüber den verwickelten Erscheinungen des menschlichen Daseins, ohne welche nach Humboldt's Ausdruck «die einfache und lebendige Wahrheit der Begebenheiten verletzt wird».

Auch von diesem Gesichtspunkte aus erscheint die Wahrheit als das glänzende Gestirn, welches ihm vorleuchtet. Das Streben, sie möglichst objectiv zur Anschauung zu bringen, nach kritischer Durchforschung des Rohstoffs, in reiner Form, ohne Nebenabsicht, in der Erhebung vom Einzelnen zum Allgemeinen, drückt seinen Werken einen unvergänglichen Stempel auf. Und so sind sie, wie er es von denen des Tacitus rühmt, «nicht allein Geschichtsbücher: sie sind selbst eine historische Erscheinung».

Spricht man von einer Ranke'schen Schule, so begreift man darunter nicht alle, die sich bewusst oder unbewusst zu Ranke's wissenschaftlichen Grundsätzen bekennen — denn sie zählen nach vielen Hunderten über den ganzen Erdball hin verstreut, sondern diejenigen, welche sich, vorzüglich in der Zeit seiner Vollkraft, zur Vornahme historischer Uebungen um ihn sammelten. Unter ihrer Zahl nahm Georg Waitz dem Alter wie der Bedeutung nach eine der ersten Stellen ein. In der Fähigkeit, die Forschungsmethode des Meisters anderen zu übermitteln, in der Begabung, als Lehrer sein Bestes mitzutheilen, ohne durch seine Ueberlegenheit das selbständige Naturell des Schülers irgendwie zu unterdrücken, war er unbestritten der erste. Uebrigens unterschieden sich beide aufs stärkste von einander, wie äusserlich: der kleine Mann von sächsischer Feinheit und der knochige, hochgewachsene Sohn der Nordmark: so nach ihrem Bildungsgang, ihrer Arbeitsweise und den Gegen-

ständen ihrer Studien. Ich glaube Waitz nahe genug gestanden zu haben, um mit Sicherheit sagen zu dürfen, dass er einen noch so entfernten Vergleich mit Ranke unbedingt abgelehnt haben würde. Denn so fest er aufzutreten, so sicher er die ihm neidlos zuerkannte Autorität zur Geltung zu bringen wusste: er kannte die Grenzen seiner Kraft, hasste allen Schein und strebte nie danach für mehr zu gelten als er war. Er hat sich niemals vermessen, den Lorbeer des grossen Künstlers mit dem Lorbeer des grossen Forschers zu verflechten. Von reger Theilnahme an den Schöpfungen und Bewegungen der schönen Literatur erfüllt, wie er es noch im späten Mannesalter durch die musterhafte Herausgabe des Briefwechsels von «Karoline», Schlegel's und Schelling's Gefährtin, bezeugt hat, schien er einer ästhetischen Formgebung des historischen Stoffes eher zu widerstreben als geneigt zu sein. In mancher kleineren, zusammenfassenden Arbeit, wie in den bahnbrechenden Aufsätzen «Ueber die Entwicklung der deutschen Historiographie im Mittelalter» oder in dem volksthümlichen Abriss der Geschichte «Deutsche Kaiser von Karl dem Grossen bis Maximilian», in scharfen Streitschriften und würdevollen Denkreden hat er bewiesen, dass er die Sprache wohl zu beherrschen und hie und da selbst durch die Form nachhaltige Wirkungen hervorzubringen wusste. Aber im ganzen legte er auf diese geringen Werth, und das Arbeitsfeld, zu dessen Bestellung er sich vorzugsweise angetrieben fühlte, machte dies weniger nöthig.

Nicht von dem erhabenen Standpunkte des Universalhistorikers aus suchte er das Auf- und Abwogen der Begebenheiten darzustellen. Sein einziger Vorwurf blieb die Vergangenheit des eigenen Volkes. Und es drängte ihn nicht sowohl, diese Vergangenheit in abgerundeten Bildern lebensvoller Erzählung zu fassen, als vielmehr die im Dunklen liegenden Anfänge der Deutschen zu beleuchten, die rechtlichen Formen, in denen sich ihr öffentliches Leben während der früheren Jahrhunderte entwickelt hatte, klar zu stellen, die Quellen, aus denen ihre Geschicke und Einrichtungen im Mittelalter erkannt werden können,

aufzuspüren, sie vom Schutte zu reinigen und allgemein zugänglich zu machen. Auf diesen drei Gebieten hat er Unvergessliches geleistet, mag auch die Zeit manches, was er für die Dauer gebaut zu haben glaubte, erschüttern. «Die Wissenschaft ist ein Gemeingut der Welt und weiss von keiner Nationalität». So verkündigte Ranke, und sein würdiger Schüler dachte wie er. Seine Sorge war, keine nationale Voreingenommenheit auf seine Arbeiten einwirken zu lassen. — Und doch durchdrang sie der eine, lebendige Gedanke, dass sie alle dem vaterländischen Bewusstsein zur Kräftigung gereichen sollten. Die Devise, in deren Dienst er so viel geschaffen hat, «Sanctus amor patriæ dat animum» blieb die seinige bis zum letzten Hauche.

Für Waitz war Liebe des grossen Vaterlandes von Jugend auf die Losung. Am 9. Oktober 1813 in Flensburg geboren, gehörte er jenen meerumschlungenen Herzogthümern an, die, auf ewig ungetheilt, ihr deutsches Volksthum im Kampfe gegen die dänische Herrschaft wahren mussten und wahren wollten. Während seiner Schuljahre beim Besuche des vaterstädtischen Gymnasiums, während der Zeit seiner Studien auf der Landesuniversität Kiel wuchs die politische Spannung. Es konnte nicht fehlen, dass der Jüngling, dessen Voreltern einst aus dem Herzen Deutschlands nach Norden gezogen waren, sich in seinem Denken und Fühlen innig an alles Vaterländische anschloss. Hier fand er die starken Wurzeln seiner Kraft, und dies um so mehr, je mächtiger das nordalbingische Heimatsgefühl ihm innewohnte. Frühe schon hatten die nordischen und deutschen Ueberlieferungen ihn angezogen. Ein anregender Geschichtslehrer beförderte die aufkeimende Neigung, die Vergangenheit zu ergründen. Am tiefsten wirkte auch auf ihn sein Landsmann Niebuhr ein, so tief, dass er selbst wohl später mitunter sagte, ein rechter Historiker müsse Niebuhr's römische Geschichte einmal in jedem Jahre durchlesen.

Doch hatte er sich so wenig wie Ranke ursprünglich für den Beruf des Geschichtsforschers bestimmt. Wenn Ranke von der Beschäftigung mit Sprachen und Literatur der Alten den

Weg zu ihm gefunden hatte, so wurde für Waitz die Jurisprudenz zur Brücke, die ihn dorthin führte, und er versäumte es nie, als Lehrer und Berather auf ihre Wichtigkeit für jeden, der es ernst mit den historischen Studien meine, hinzuweisen. In Berlin, wohin er von Kiel aus seine Schritte wandte, schien sogar Homeyer zeitweise ihn ganz ausschliesslich für die Erforschung des germanistischen Rechtes zu gewinnen. Aber eben damals ward er als Theilnehmer an den historischen Uebungen Ranke's von seinem Beispiel fortgerissen, und im anfeuernden Verkehr mit gleichstrebenden Genossen über seine wissenschaftliche Bestimmung sich völlig klar. Die «Jahrbücher des deutschen Reiches unter dem sächsischen Hause» bildeten ein dauerndes Denkmal gemeinsamer Schaffenslust der hervorragendsten damaligen Schüler Ranke's. Waitz eröffnete sie mit seinem «König Heinrich I.», einem Werke, mit dem er einen von der Berliner philosophischen Facultät ausgesetzten Preis errang. Wenn er manche Legenden zerstörte, die sich an die Gestalt des Ungarnbesiegers angeheftet hatten, so zeigte er ihn dafür in seiner wahren einfachen Grösse. Ranke schickte dem Buche, als dem ersten der Reihe, eine Vorrede voraus, die ihn selbst wie die Bearbeiter der Jahrbücher in gleicher Weise ehrte, und erlebte nach einem halben Jahrhundert die Freude, es in dritter Auflage noch einmal aus der Hand des Verfassers entgegennehmen zu können.

Die vorzügliche kritische Befähigung, welche Waitz in diesem Buche an den Tag gelegt hatte, verleugnete sich auch nicht in seinen nächsten Arbeiten. Sie machte ihn, wenn irgend einen, geeignet, einen Theil der Last auf sich zu nehmen, die bis dahin fast ganz von Georg Heinrich Pertz getragen worden war. Er trat bei der Herausgabe der Monumenta Germaniæ historica an dessen Seite und widmete dem Ausbau dieses Riesenwerkes, das an den Namen des Freiherrn vom Stein anknüpft, eine unermüdliche Hingabe. Wie er in deutschen, französischen, dänischen Archiven und Bibliotheken vergrabene Schätze hob, wie er Aechtes und Falsches mit Scharfblick schied,

wie er die Sammlungen der Monumenta um zahllose Vergleichungen von Handschriften und Copieen von Urkunden bereicherte, vor allem mit welchem Geschick und mit welcher Genauigkeit er, von Widukind's Sachsenchronik angefangen, eine erstaunliche Menge von Geschichtsquellen des deutschen Mittelalters in reiner Gestalt herausgab: das alles diente einem ganzen Geschlechte von Jüngeren zum nachahmungswerthen Muster.

Wer so vorzüglich wie er dafür ausgerüstet war, in den Schachten der Vorzeit zu graben: dem blieb auch ein doppelter Triumph vorbehalten, der weit über die Kreise der Gelehrten hinausdrang. In Paris entzifferte er uralte Nachrichten über das Leben und die Lehre des Ulfila, und in Merseburg entdeckte er mit einem Finderglück, das sich selten ohne den Finderverstand einstellt, Zaubersprüche aus der Zeit des deutschen Heidenthums, die in Jakob Grimm den besten Deuter erhielten.

Die Lehr- und Wanderjahre schlossen im Jahre 1842 ab mit einer Berufung nach Kiel. Waitz stand nun an der Stelle, die einst Dahlmann inne gehabt hatte, und begann seine reiche akademische Wirksamkeit. Zugleich aber sammelte er, angeregt durch eine Vorlesung über Tacitus Germania, seine ganze Kraft um die Fundamente des Werkes zu legen, das man wohl als das Werk seines Lebens bezeichnen kann. Es war die «Deutsche Verfassungsgeschichte», die er Ranke widmete. Er täuschte sich nicht darüber, wie gigantisch die Aufgabe sei, und gigantisch blieb sie selbst in der zeitlichen Beschränkung, zu der er sich im Verlauf der Arbeit entschloss. Aber den bedeutenden Forscher reizte der bedeutende Gegenstand. Was nie nachlassender Fleiss, ausgebreitetste Kenntnisse, sorgfältiges Abwägen der einzelnen Zeugnisse, vorsichtiges Verbinden zerstreuter Nachrichten im Verein zu leisten vermögen: das ist in diesem Werke geleistet worden, welches ihn vier Jahrzehnte hindurch beschäftigte, in wiederholten Auflagen der älteren Theile einer neuen Bearbeitung unterzogen wurde und mit der Schilderung der deutschen Verfassung, wie sie um die Mitte des zwölften Jahrhunderts

bis zur vollen Herrschaft des Lehnwesens sich darstellt, zu einem gewissen Abschluss gelangte. Ein Wust falscher Vorstellungen, denen oft hochangesehene Autoritäten zum Schilde gedient hatten, wurde weggeräumt, die Möser-Eichhorn'sche Auffassung der Urzeit berichtigt, alsdann gegen Keltomanen wie Romanisten der germanische Grundzug des Merowinger-Reiches behauptet, der Bau des Karolingischen Reiches bis in das feinste Geäder verfolgt, endlich mit glücklicher Ausfüllung einer bisher klaffenden Lücke der grosse Zusammenhang öffentlich-rechtlicher Institutionen in der sächsischen und fränkischen Epoche entwickelt. Das Werk griff aufs tiefste auch in die historischen Studien Frankreichs, Englands, Italiens ein. Die mittelalterliche Geschichte der Schweiz konnte nie mehr geschildert werden, ohne dass der Darsteller fortwährend zu Rathe gezogen hätte, was Waitz über die Bedeutung des altdeutschen Grundeigenthums, die Entwicklung der Stände, Herzogs- und Grafengewalt, Vogtei und Städtefreiheit, Heer- und Finanzwesen, Recht und Gericht, Staatsmacht und Kirche und hundert wichtige Gegenstände sonst in breiterem Rahmen dargelegt hatte. Freilich blieb auch der Widerspruch nicht aus. Er musste den allgemeinen Vorwurf hören, dass er kein Gemälde, sondern nur ein Mosaikbild biete, die Thatsachen nebeneinander aufhäufe, aber nicht systematisch ordne, und dieser Vorwurf richtete sich gegen die letzten Bände noch entschiedener als gegen die ersten. Ueber die Frage nach der Entstehung des deutschen Königthums, vor allem über die Frage nach dem Ursprung und der Ausbildung des Lehnwesens erhoben sich heftige literarische Fehden. Hatte er in einem eigenen Buche über « Das alte Recht der salischen Franken » eine ausgezeichnete Beilage zur Verfassungsgeschichte darzubieten, so erwuchs ihm im Laufe der Zeit die Nöthigung, wiederholt in abgesonderten Arbeiten seine Ansichten gegen die Angreifer zu vertheidigen und näher auszuführen.

Er selbst hat mehrmals hervorgehoben, was ihn in letzter Linie von den Gegnern aus dem Lager der Rechtshistoriker

trenne: «eine verschiedene Anschauung von dem geschichtlichen Leben und Werden überhaupt» und «eine verschiedene Art der Interpretation einzelner historischer Zeugnisse». Es widerstrebte ihm, den Fluss der historischen Entwicklung in juristische Formen einzudämmen, wenn es sich um Zeiten handelte, in denen die Gesetzgebung hinter der Gewohnheit noch so sehr zurücktrat. Es war ihm peinlich, die Aussagen der Quellen durch eigene Aufstellungen zu ergänzen, weil er befürchtete, ihnen irgend welchen Zwang anzuthun. Wer ihn Guizot, so manches ihn von diesem schied, wer ihn Tocqueville preisen gehört hat, weiss, wie hoch er die geistvolle, auf Kenntnis des Einzelnen ruhende Combination zu schätzen wusste. Seine Hauptstärke aber lag in der Zerstörung von Falschem, in der Unermüdlichkeit des Sammelns und Sichtens, in der strengen Gewissenhaftigkeit, die ihm häufig die Mahnung entlockte, dass dem Erkennen Grenzen gezogen seien. Diese hervorstechende Eigenschaft war es auch, die ihn zum Feinde jeder tendenziösen «Abirrung aus dem Gebiete der Wissenschaft» machte, wo immer er einer solchen in einem Geschichtswerke begegnete.

Während Waitz die Verfassungsgeschichte in Angriff nahm, trat er der Vergangenheit des Landes, in dem er wirkte, der heimatlichen Scholle, auf der er gross geworden war, näher. Die Grundlagen der «Geschichte Schleswig-Holsteins», die er später in Göttingen herausgab, wurden damals gelegt. Zu gleicher Zeit aber rief der Kampf gegen dänische Willkür ihn mit den Freunden an der Universität Kiel in die Schranken. Auch darin wich Waitz von Ranke ab, dass er sich nicht scheute, in die Reihe der Politiker einzutreten und in heisser Schlacht seinen Mann zu stehn. Ranke sprach sich mündlich und in Briefen über den Gang der Zeitereignisse oft scharf genug aus; aber er fühlte keinen Trieb in sich, selbst auf der Arena zu erscheinen: er fürchtete vielleicht, seinem wahren Beruf dadurch Eintrag zu thun. Jene historisch-politische Zeitschrift, die er nach der Juli-Revolution herausgab, hielt sich immer auf einer akademischen Höhe und fristete ein kurzes Leben. Als Mit-

Herr Professor Stern wünscht zu Seite XXXIII, Zeile 3 und 4, noch folgende Beifügung:

Als die Rede gehalten und als sie gedruckt wurde, lagen Ranke's politische Denkschriften aus den Jahren 1848 bis 1851, veröffentlicht von Alfred Dove in Bd. XLIX und L der «Sämmtlichen Werke Leopold von Ranke's» (erschienen Juni 1887) noch nicht vor. Vergl. jetzt da S. 585 ff.: Politische Denkschriften, 1848—1851, bestimmt für König Friedrich Wilhelm IV., gerichtet an dessen Flügeladjutanten Edwin Freiherrn von Manteuffel, bisher ungedruckt.

glied des Staatsrathes, in den ihn Friedrich Wilhelm IV. berufen hatte, hat er, so viel man weiss, niemals eine Rolle gespielt. Es war eine Ausnahme, dass er dem Könige im Sommer 1854 ein Gutachten über die orientalische Frage vorlegte; aber es war bei den Verhandlungen ohne jeden Einfluss und ist Jahre lang verborgen geblieben. Der Name von Georg Waitz dagegen war zeitweilig in den Kämpfen des Tages ein vielgenannter, und sein Träger hatte Freudiges und Schmerzliches, Beifall und Tadel zu erfahren. Als ein ächter «Schweizer der Ebene», wie Dahlmann die Nordalbinger genannt hat, vertheidigte er zähe und muthig das gute Recht des Landes mit treffendem Worte und scharfer Feder. Er war Mitglied der holsteinischen Provincialstände. Er stellte sich beim Beginn der Erhebung von 1848 in den Dienst der provisorischen Regierung. Er sass auch unter dem schwarz-roth-goldenen Banner in der Rotunde der Frankfurter Paulskirche und half nun selbst an einer Verfassung für das neue Deutschland zimmern, nachdem er so viel Zeit und Mühe darauf verwandt hatte, die Umrisse seiner Urverfassung von Uebermalungen zu reinigen und aufzufrischen. Die Reichsverfassung blieb ein Blatt Papier. Mit Gagern, Dahlmann und so vielen Gleichgesinnten, die ihre Hoffnung umsonst auf Friedrich Wilhelm IV. gesetzt hatten, übergab auch Waitz entsagungsvoll das Werk «der selbstthätigen Fortbildung der Nation». «Geschlagen, nicht besiegt», wie Arndt mit poetischer Freiheit die Frankfurter Genossen zu trösten suchte, legte auch er sein Mandat nieder und verliess den Kampfplatz. Er hat nie wieder in einer parlamentarischen Versammlung gesessen, aber der Theilnahme an den Fragen des öffentlichen Lebens darum nicht ganz entsagt. Theoretisch bezeugte er sie durch die Veröffentlichung seiner «Grundzüge der Politik» im Anfang der sechziger Jahre, einem Buche, das für Schweizer um deswillen besonderes Interesse hat, weil in dem Capitel über das Wesen des Bundesstaates häufig auf Verhältnisse der neuen Eidgenossenschaft Bezug genommen wird. Praktisch suchte er wenig später in Wort und Schrift,

als die schleswig-holsteinische Frage wieder in Fluss gekommen war, zugleich für die vaterländische Sache und für die Ansprüche des Herzogs Friedrich zu wirken. Er sah nicht ohne Sorgen, dass die Dinge sich anders entwickelten, dass der Knoten der deutschen Frage mit dem Schwerte durchhauen wurde, und erst die Wiedererrichtung des Reiches versöhnte ihn, der immer den Gedanken des preussischen Erbkaiserthums verfochten hatte, mit der jüngsten Wendung der deutschen Geschichte.

Ehe es dazu kam, hatte er eine lange reichgesegnete Zeit an der Universität Göttingen ungestört der gelehrten Arbeit und dem akademischen Berufe leben können. Dort am Musensitze der Georgia Augusta, die ihm nach den Stürmen der Revolution einen ruhigen Hafen bot, in einer geistigen Atmosphäre, die von jeher den historischen Studien sehr günstig gewesen war, unterstützt durch eine der trefflichsten Bibliotheken der Erde, entwickelte er eine grossartige Thätigkeit. Viele jener schon erwähnten Arbeiten entstanden hier. Aus der Geschichte Schleswig-Holsteins erwuchs wie ein Ableger das dreibändige, durch urkundliche Aufschlüsse bedeutende Werk über «Lübeck unter Jürgen Wullenwever», welches mehr als irgend eines von seiner Hand bedauern lässt, dass ihm die Kunst Ranke'scher Erzählung versagt war. In den Abhandlungen der Göttinger gelehrten Gesellschaft trat er mit wichtigen Untersuchungen hervor; in ihren gelehrten Anzeigen hatte er sein kritisches Tribunal errichtet; die Zeitschrift «Forschungen zur deutschen Geschichte» ward vorzüglich von ihm geleitet und verdankte ihm viele Beiträge. Vom Katheder herab suchte er nicht rhetorisch zu wirken, sondern einfach und klar in wohl überlegter Eintheilung des Stoffes, die Summe des Wissens zu übermitteln. Der Kreis seiner Vorlesungen war weit gezogen. Das höchste Lob verdiente, wenn ich mich nicht täusche, diejenige über allgemeine Verfassungsgeschichte, die er erst einbürgerte. Allein die grössten Erfolge errang er in jenen freien historischen Uebungen, zu denen bald weit mehr Theilnehmer, auch aus weiter Ferne, herbeiströmten, als der Raum seines

Studirzimmers fassen konnte. Hier zeigte er sich nicht nur als hervorragender Lehrer, sondern auch als väterlicher Freund, ohne Nachsicht nur gegen dilettantischen Dünkel, allen Strebenden aber, wie verschieden geartet sie sein mochten, hilfreich und über die Zeit ihres Universitätslebens hinaus in Treue verbunden. Mit Genugthuung konnte er Ranke bei Gelegenheit seines fünfzigjährigen Doktorjubiläums in einem gedruckten Glückwunschschreiben Rechenschaft über «Die historischen Uebungen zu Göttingen» ablegen und dabei das ehrenvolle Wort anführen, das der Jubilar ihm einst gesagt: «Ihre Schüler sind auch meine Schüler». Mit Stolz musste ihn die Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens dieser Uebungen erfüllen, ein «Familienfest», wie er es gerne genannt hörte, an dem aber die Hochschule als solche selbst den freudigsten Antheil nahm.

Man wiederholte damals Schlözer's Ausspruch «Extra Gottingam vivere non est vivere» und knüpfte den Ausdruck der Hoffnung daran, dass Waitz ihn zu dem seinigen machen werde. Leicht ward es ihm nicht, von dem Boden, auf dem er eingewurzelt war, sich loszureissen. Aber als der Ruf an ihn erging, die Leitung der Monumenta Germaniæ historica zu übernehmen, die, unter den Schutz des deutschen Reiches gestellt, dringend einer verbesserten Organisation bedurften, konnte er nicht länger zögern. Auf der Höhe des Lebens wurde er nun mit so manchem alten Genossen an eben der Stätte zusammengeführt, da er einst unter Ranke's Augen die ersten wissenschaftlichen Lorbeeren errungen hatte. Noch ein Jahrzehnt lang hat er hier, mit dem alten Lehrer innig verbunden, für die Fortführung des grossen Nationalwerkes, an dem er schon in der Jugend mitgebaut, seine Kraft eingesetzt. Er hat daneben früher Begonnenes rüstig fortgesponnen, als Mitglied der Berliner Akademie, als Theilnehmer an den Sitzungen der Münchener historischen Commission und auf vielfache Art sonst sein Wollen und Wissen bewährt und das Vertrauen, das ihm gleichsam entgegenflog, gerechtfertigt: sich

selber immer treu, einfach und ausdauernd, ein sorgsamer Familienvater, ein Freund von unbedingter Zuverlässigkeit.

Mitte April dieses Jahres leitete er noch, wie gewohnt, die Verhandlungen der Centraldirection der Monumenta. Sein Aussehen erschreckte die übrigen Theilnehmer, und kurz vor der letzten Sitzung wurde er von einer tiefen Ohnmacht befallen. Es war das Anzeichen einer Erkrankung des Herzens, die seine Kräfte rasch aufzehrte. Auf seinem Sterbelager hörte Ranke von dem Leiden seines Schülers, und eine der letzten Fragen, die er noch aussprechen konnte, war: «Was macht mein treuer Waitz?» Treu war er ihm, treu selbst in der Gefolgschaft des Todes.

Wir aber wenden den Blick zurück auf das Lebendige, auf das dauernde Vermächtnis, das uns von beiden bleibt, die wir auch die Unseren haben nennen dürfen. Und wie nach alter Sage die Geister der Abgeschiedenen im Kampfe den Ihrigen voranschwebten, so sollen uns in dem unblutigen Kampfe auf den Gefilden der Wissenschaft die Geister zum Siege führen, die in ihnen verkörpert waren: der Geist rastloser Arbeitslust und unermüdlichen Strebens nach Wahrheit.